

einem anderen Staat ohne konkrete Benennung greifbar machen. Die Studie bewegt sich immer wieder auf dieser Mikroebene und sucht im *Vis-à-vis* der Diplomaten nach „kleinen Verhaltensmomenten: Gesten, Haltungen, sprachliche Äußerungen“ (16–19), um den Formenwandel des Diplomatischen im Allgemeinen und die Geburt einer Neuen Diplomatie nach dem Ersten Weltkrieg im Besonderen zu erklären.

In besonderem Maße anschlussfähig sind, so wäre zumindest zu wünschen, Stellers körpergeschichtliche Interpretationsmuster der Diplomatiegeschichte. Die Überlegungen, wie politische Ordnungen *verkörpert* werden, sind gerade im Übergang von der Monarchie zur Republik, wie hier im ersten Kapitel für den Fall der Dritten Republik analysiert, entscheidend. Auf französischer Seite waren die adligen Diplomaten in den ersten Monaten nach dem Krieg tatsächlich einer besonderen Herausforderung ausgesetzt: Sie mussten einen Staat repräsentieren, dessen spezifischer Charakter noch unklar war, und sie waren wesentlich daran beteiligt, dem neuen und republikanischen Staat – im Spiegel des internationalen Systems – eine neue Form zu geben sowie die Akzeptanz seiner Handlungsfähigkeit zu schaffen (472 f.). Auch die hieran anschließende weiterführende Frage Stellers nach dem repräsentativen Ersatz für den Königskörper in der Demokratie ist alles andere als banal. Vielmehr kann die Arbeit hier, angesichts der Tatsache, dass Politik zumindest im 19. und 20. Jahrhundert von Historikerinnen und Historikern allen „turns“ zum Trotz als zumeist genuin „unkörperlich“ gedacht wird, Neuland erkunden.

Steller zeigt in ihrer bemerkenswerten Neulektüre der diplomatischen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs von 1870 bis 1919, wie auch das diplomatische Handeln als Teil einer sozialen Inszenierungskultur verstanden und historisch interpretiert werden kann. Mit ihrer Frage nach seinen Repräsentationen, Ästhetiken und Praktiken leistet sie einen innovativen

Beitrag zu einer Geschichte der politischen Kommunikation, der – und das ist nicht sein geringstes Verdienst – immer auch nach der Körperlichkeit von Politik fragt. Dies tut Verena Steller konsequent von der ersten bis zur letzten Seite, vom politischen Körper des Botschafters 1870/71 bis zu den Gesichtsversehrten im Spiegelsaal in Versailles 1919.

Anne Kwaschik (Berlin)

\*\*\*

**Jan Plamper: *The Stalin Cult. A Study in the Alchemy of Power*, New Haven – London, Yale University Press 2012, 310 S.**

Weckte man uns im Schlaf mit den Fragen auf: Wo steckte Napoleons Hand? Wie sah Hitlers Bart aus? Oder was rauchte Stalin am liebsten? Wir wüssten die Antwort. Der zu Lebzeiten entstandene Kult um diese unterschiedlichen Männer – er dauert an. Während der Lektüre von Jan Plampers Buch über den Stalin-Kult fielen mir nicht nur Napoleons Hand, Hitlers Bärtchen oder Stalins Pfeife ein, sondern auch die Worte Majakovskijs aus dem Jahre 1924: „Lenin lebte, Lenin lebt, Lenin wird leben.“ An das rote Mausoleum an der Kreml-Mauer denkend, kann auch gesagt werden: Lenin ist eigentlich tot. Und Stalin? Wenn der Generalissimus 1953 physisch gestorben ist, dann wurde er in der Verbannung seines Stalin-Kults anschließend mehrfach symbolisch ermordet. Und doch ist er heute wieder am Leben: Die Kulte um Lenin und Stalin bestehen weiter. Wie Historikerinnen und Historiker sich mit diesem Phänomen auseinandersetzen, wie sie den Kult untersuchen und mit welchen Widerständen sie dabei rechnen sollten, dies zeigt eindrucksvoll Jan Plamper bei seiner Suche nach der „Alchemy of Power“.

Wenn Alchemisten einst irgendetwas zusammenrührten, um Gold zu erschaffen, ist es bei Stalins Kult eine ganz besondere Mischung, die ihn zu Lebzeiten unsterblich machte. Da wären die Bildungseinrichtungen, die Verlage und Propagan-

disten, die Zeitungen und Zeitschriften, die Zensur oder die Geheimpolizei, die mal Ingredienz, mal Mischer der „Substanz Stalin“ waren (170 f.). Geschafft haben sie es: Nach seinem Tod durfte Genosse Stalin acht Jahre lang neben Lenin einbalsamiert im Mausoleum liegen. Was einfach klingt, stellte ein Problem dar: Stalin musste im Glassarkophag so aussehen, wie das Volk ihn von den Plakaten her kannte (140 f., 201 f.). Jahrzehntlang war ein Stalin-Bild geschaffen worden, das nun den Toten heimsuchte. Die Einbalsamierer machten aus dem realen Stalin den kultischen – in der Leichengestaltung verwischten sich die Grenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zwischen Leben und Tod, zwischen Kunst und Realität, zwischen menschlichem Verfall und dem Glanz der Fotografien – die Betrachter durften vor dem wahren Antlitz des Führers nicht zurückschrecken (201 f.). Nicht Stalin, nicht die Kunst oder wer oder was auch immer sind die Alchemisten der Macht – es sind die Balsamierer. Doch ihr „Goldstück“ wurde 1961 aus dem Mausoleum getragen und unter einer dicken Betonschicht begraben. Das goldige Antlitz hatte an Strahlkraft verloren.

Bis Iosif Vissaronovič Džugašvili zu dem Stalin geworden ist, der heute noch in der Erinnerung lebt – der Führer, der Vater der Völker, der Erbauer des Kommunismus, der Kriegsherr (193) –, war es ein weiter Weg. Die Art und Weise, wie sein Kult entstehen konnte, macht Plamper bei berühmten Vorgängern fest: Napoleon I. und vor allem Napoleon III. (1–6). Direkt auf das sowjetische Russland bezogen sind die Vorläufer zu sehen in der Zarenverehrung (6–9 und 222), in der Tradition des linken Personenkults (19 f. und 223) und bei den Radikalen, die die Anführer ihrer revolutionären Untergrundkreise feierten (21–25 und 223). Für Stalin war der „big bang“ (29) des Personenkults 1929 gekommen, als er die Industrialisierung der Sowjetunion durchgesetzt hatte. Plamper untersucht die *Pravda* und zeigt, wie Sta-

lin an seinem Kult Anteil nahm (30–60). Wir verstehen, wie die Zeitung Feiertage stilisierte und wie geschickt der Staatschef auf Fotos hierin eingebaut wurde. Doch die Zeit blieb nicht stehen: „Schwanengesang“ (75–86) am 5. März 1953, das Lachen der Sowjetbürger ging in Weinen über – Genosse Stalin war tot, die *Pravda* schwarz umrandet.

Für Plamper ist der Tod des Diktators ein Glücksfall. Jetzt analysiert er die verschiedenen Ingredienzen der Macht – im Raum der Sowjetunion war Stalin präsent, als Stadt- oder Bergname, im Kreml oder im neu zu bauenden Moskau; er lachte auf den unzähligen Bildern, die in den Museen hingen und allzu oft bekannte Bild-Motive der Zarenzeit imitierten. Plamper ist ein Kenner der Bildanalyse, wägt Details in den Darstellungen ab, doch verliert er sich allzu oft in redundanten kunsthistorischen Überlegungen.

Bescheidenheit ist nichts für Diktatoren – für Stalin schon. Dies suggerieren die zentralen Archivdokumente (121). Aber Plamper glaubt diesen nicht – zu Recht: Er entlarvt Stalin bei seiner eigenen Gestaltung des archivalischen Nachlebens. Stalin wollte sich mit gefälschten Dokumenten im Kampf gegen den Kult als bescheidenen Menschen darstellen. Diese Passagen (123–135) gehören zu den Glanzstücken des Buchs. Plamper gibt Einblicke, wie Historikerinnen und Historiker sich Archivdokumenten skeptisch nähern sollten.

Wenn ab 1949 der gesamte Ostblock einen gleichartigen Kult entwickelt hatte (180), dann galt auch, dass Künstler daran verdienen konnten: Stalin-Portraits ließen sich am besten verkaufen, wenn sie den Segen des Gemalten erhielten (181–185). Gleiches traf für den Stalin zum Anfassen zu: die Büste. Und zum Träumen war der Stalin-Kult auf der Leinwand. Plamper entdeckt Stalin als Figur, die gespielt wurde von Schauspielern mit georgischem Akzent oder ohne. Der Kult um den Führer hat nun mit dem realen Stalin nur noch wenig zu tun.

Warum aber können wir im Schlaf geweckt werden und die kultischen Eigenschaften Stalins und anderer Despoten aufzählen? Plamper gibt die Antwort mit seinen Quellen: Malerei, Fotografie, Film, Kunst, Radio und Fernsehen sind es, die die Bilder zu verbreiten halfen. Und doch ist es bei Stalin mehr: Er wollte seinen eigenen Kult nicht nur selbst kreieren, sondern diesem auch noch Bestand zuschreiben. Letztlich sind so die Einbalsamierer die Vollender seiner Idee – liegt hier ein Vergleich zu den Mumien der Pharaonen vor? So weit geht Plamper nicht. Wenn erstere ausgegraben werden, dann sollten wir jedoch den Betondeckel auf Stalin ruhen lassen. Noch mehr Aufmerksamkeit als in den heutigen Medien hat der Massenmörder wirklich nicht verdient.

Jörn Happel (Basel)